



Der Thron von England

Novelle von Hermance Potier.

(Fortsetzung.)

Zwei Wochen waren vergangen seit dem Augenblicke, wo der junge Mann in der Mansardenwohnung des alten Fräuleins Schub gefunden.

Die Modenaarenhandlung, in der Nanon zu thun hatte, war seit gern wieder verschwunden, und in ganz Paris ging, äußerlich wenigstens, Alles seinen alten Wegen.

In den Straßen herrschte wieder das heitere, rege, hastige, aber friedliche Treiben, die Handwerker hatten ihre Arbeit wieder aufgenommen, auch die allerleisten Nachzüger der Revolution waren allmälig verschwunden, und selbst die heischigsten Regierungshäuser begrüßten sich damit, ihre Meinung mit bloßen Worten zu vertreten, und diese Jungen schlächten wurden geschlossen und meist zwischen den eigenen vier Wänden geliebert.

„Es ist nun hohe Zeit, daß ich Sie verlässe, meine gute Mutter,“ sprach ein Alles traurig Didier, „aber seien Sie überzeugt, daß ich Sie nie vergessen — Ihnen ewig dankbar bleiben werde.“

Eudoria hörte und ihre Augen schimmerten feucht. Ach, daß man sich doch immer so gern an das schlägt, was man am schönsten verloren hat!

Und warum dieses ewige Kommen und Gehen, das so ungünstig wirkt? Es leidet, diese Unbekümmertheit des Frühlings, der Liebe und des Glücks, die wir freilich schon längst gewohnt sein sollten, die wir aber doch nur begreifen können und die uns so bittere Thränen kostet.

Sie hatten ja gewußt, diese drei, daß die Beisammensein nur von kurzer Dauer sein könne, und sich fühlten doch aneinander gewöhnt und dennoch das Ende vergeben und waren nun, wie sie der unvermeidlichen Trauung gegenüberstanden, so schmerzlich überzeugt von ihr, als trafe sie dieselbe unverachtet, wie ein Schlag aus heiterem Himmel.

„Ich werde Sie wiederkommen,“ versicherte Didier beim Scheiden; aber was war das für ein geringer Ersatz für diesen Zusammensein, dessen wahrer Traurigkeit sie sich so freudig hingegessen hatten.

Nanon weinte bittere Thränen.

Sie liebte ihn, diesen „gemeinen“ Mann — sie hätte es nie geglaubt, wenn man ihr dies prophezei hätte — und nun war es doch gekommen, und das Abschiednehmen brachte die Flamme nur zu noch höherer Glut angefacht.

Als sie zum ersten Male wieder ihr kleines Raumherz betrat, in dem Didier gebaust hatte, da schlich sich in ihre Brust ein heiterer Weh und die Wohnung erschien ihr so leer, so alt, als wäre sie darin geworben, die sie nun vergebens suchte und heis entbehrte.

Die Tante wußte nur zu gut, was ihre blauen Wangen, ihre geröteten Augen bedeuteten, aber sie tadelte den Liebling nicht und schüttete nur manchmal festz das Haupt.

„Ja, wenn Sie hätte helfen können, dann freilich wäre sie sie gegangen zu Didier und würde ihm gesagt haben:“

„Kommen Sie her, Sie schlechter Mensch, und sehen Sie, was Sie aus meiner armen Nanon gemacht haben — jetzt werden Sie die Siedel auf der Stelle herabteilen, Sie Dostwelt!“

Und er würde dann wahrscheinlich einen Freudenprung ausführen und sie wie narrisch ein paar Mal herumdrehen und seine heitige Nanon umarmen und sich ein eigenes Geschäft eröffnen und ein braver, lieblicher Zeuge werden; aber — Träume, Illusionen — Eudoria konnte ja nicht helfen!

Denn nun hätte sie Geld gebraucht, wenn schon nicht viel, so doch einiges, und sie bezahlt nichts, gar nichts, als ein paar mühsam erparste Louisd'ors und ein Haantentz, das noch von ihrer kleinen Mutter Brautstange herkam, das ein bestreiter Zeuge geschenkt hatte, und das sie doch in Ehren hielt.

An ihrem Geburtstage, im November, lud sie Didier für den Abend zu sich.

Er brachte Rum mit sowie etliche Giraffen und brachte einen Punsch. Nanon hatte einige Süßigkeiten gebadet, und so waren sie denn befreit, ganz heiter und sehr glücklich.

Das Gespräch drehte sich nur um die Zukunft; Eudoria hatte ausgerechnet, daß, wenn sie recht fleißig sparen wollten, sie in nicht länger als sieben Jahren ein Paar werden könnten. Und sie freuten sich und Nanon sagte, daß sie da Zeit genug habe, die Ausstattung zu nähern, und Didier lachte, und als die Tante schon recht oft in's lachende Gläschen geknickt hatte, schlich sich Nanon hinaus in die Küche und er folgte ihr bald darauf und die Wissenden und Sicherheitsbeamte fanden den trügerischen Grund zu einer schweren Kontrolle zu haben glaubten.

Die junge Frau vermochte nur mit Mühe, ohne das schlummernde Kind zu wecken, ein zusammengefaltetes Papier aus ihrer Tasche zu ziehen, wodurch die Beamten mit zitternder Hand überreichte.

Er schlug es auseinander, trat in die Nähe des Galisches, überstieg es prüfend und gab es ihr dann mit einem schaumwürdigen Blick zurück, worauf er sich langsam in das Wartezimmer der dritten Klasse begab.

In diesem Augenblick fühlte die junge Frau sich am Arm ergreifen und in die Dunkelheit hinausgezogen.

„Ah, nur recht fleißig — recht fleißig,“ sprach sie zu mir mit einer festen Stimme, „und wollte mich vertraulich beim Kinn nehmen, aber ich wußte das nicht.“

„Himmel!“

„Stil!“ hörte sie eine leise, gebieterische Stimme, welche ihr das Blut zum Hals drängte, „sein Wort, Heilig!“

Dann wurde sie in eine Droschke gehoben. Ein Mann nahm neben ihr den Platz, schlug die Thür zu und der Wagen rollte rasch fort.

„Alexander!“ flüsterte die Frau. „Du bist es, o sprich, was soll diese Heimlichkeiten bedeuten?“

„Ach, nicht so spröde, mein Schatz,“ fragte er wieder an und lächelte breit, „das muß man sich abgewöhnen, wenn man ein nettes Kind ist und es zu was bringen will in der Welt.“ Ja, ja, kleine!“

„Sie liebt dich so viel!“

„Sie hat mich sehr vergeblich zu sein,“

„Sie liebt dich so viel!“

„Sie liebt dich so viel!“